

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

89]

Roman von C. Wiebig.

„Lokalkolorit hin, Lokalkolorit her! Meine gnädige Frau“ — Wadler zuckte die Achseln — „glauben Sie einem alten Theaterpraktiker! Lokalkolorit, was heißt Lokalkolorit?!“

„Ich kann unmöglich — — — nein, ich werde nicht —“
„Habe ich's Ihnen nicht gleich gesagt?“ fiel Goedeke triumphierend ein. „Warum die Aktion aufs Land verlegen? Den ersten Akt im Hinterhaus, den zweiten Akt im Vorderhaus, das macht sich jut; fällt der olle Dialekt janz weg. Aber Sie wollten ja parlout nichts ändern!“

„Sie werden sich doch entschließen müssen, meine gnädige Frau,“ sagte Wadler. „Wenn ich auch nicht so weit gehe, wie Herr Goedeke — dieser Dialekt ist unmöglich!“

„Aber die Bauern da reden doch so!“ Sie wurde ungeduldig.

„Ich war als Charakterdarsteller in Riga, in Wien, in Karlsruhe, in Frankfurt am Main, in Petersburg, in Hamburg, in New York engagiert, ich habe die größten Triumphe gefeiert — — ich habe überall nur wienerisch gesprochen!“

„Ja, Wadlerchen, Sie können was.“ Goedeke klopfte ihm vertraulich auf die Schulter. „Was, wir beide? Wir sind nämlich Landsleute,“ wandte er sich an Elisabeth, „wir sind beide mit Spreewasser jetauft — ach so, Sie sind ja jarnicht —! Na, schadt nijcht, wir sind beide helle!“ Er lachte wohlgefällig.

Wadler schien gar nicht zu hören und schwelgte in Erinnerungen. „Ja, das waren Zeiten!“ Er lächelte eitel. „Da könnte ich Ihnen Geschichten erzählen, Geschichten!“ Sein Mund spitzte sich. „Wenn Sie mich recht schön bitten, gnädige Frau, gebe ich Ihnen einen wirklich packenden Stoff, aber“ — er klopfte sich auf den Mund, — „ein andermal, ein andermal! Nun zum Geschäft!“ Sein Gesicht wurde wieder ernst. „Noch eins, gnädige Frau! Sagen Sie mir nur: warum, um alles in der Welt, dieser Schluß?!“

„Sagte ich's nicht, sagte ich's nicht?!“ Goedeke zappelte mit Händen und Füßen. „Janz meine Meinung! So abrupt! Optimistischer, optimistischer! Ein freundlicher Blick in die Zukunft! Verlobung, Hochzeit oder Kindtaufe muß sein, ein Glück's-Prognostikon!“

„In der That!“ Wadler wandte sich dringend an Elisabeth. „Durch diesen Schluß gefährden Sie den ganzen Eindruck Ihres Stückes. Meine langjährige Praxis lehrt mich, daß Stücke mit einem solchen Schluß, bei dem man nicht recht weiß, was nun eigentlich wird, durchfallen.“

„Aber das kam sich doch jeder denken! Sind denn lauter Idioten im Theater?!“ Elisabeth sagte es schärfer, als sie es eigentlich beabsichtigt hatte; es fuhr ihr so heraus.

„Sie sind naiv!“ Wadler lachte. „Denken, denken —! Das ist doch ein bißchen viel verlangt; denken soll das Publikum auch noch, wenn es sich amüsiert?!“

Sie sah ihn groß an. „Amüsieren —?! Sie sollen sich ja gar nicht amüsieren!“

Er lachte herzlich. „Gnädige Frau, Sie sind noch sehr jung in der Praxis. In einem guten Bühnenschriftsteller gehört vor allen Dingen eine gewisse Coulang, ein — ein — wir wollen sagen: ein allgemein menschliches Entgegenkommen, eine Rücksichtnahme auf die Wünsche des Publikums!“

„Und wenn er die nicht hat?“

„So wird er ewig durchfallen!“

„So,“ sagte sie finster. Und dann: „Ich ändere meinen Schluß nicht. Ich kann ihn nicht ändern!“

„Aber hören Sie mal!“ brauste Goedeke auf. Wadler machte eine beschwichtigende Handbewegung.

„Sie wollen doch, daß wir Ihr Stück auführen, gnädige Frau?“

Sie nickte stumm.

„Ja“, — er zog die Achseln hoch — „wenn Sie den Schluß nicht ändern wollen, ist es für uns unmöglich. Es ist so wie so schon ein gewagtes Unternehmen; aber dann haben wir einen Krach aus dem ff.“

„Sagen Sie mir eins“, bat sie hastig. „sünden Sie denn den Schluß nicht gut?“

„Aber ja doch, freilich, ja!“
Sie sah ihn erstaunt an.

Er lächelte schlau. „Liebe, gnädige Frau, wenn wir vom litterarischen Standpunkt aus redeten — aber so! So begreifen Sie doch“ — er ereiserte sich ordentlich — „wir sind doch nun mal beim Theater, müssen den Theaterverhältnissen Rechnung tragen, volles Haus zu machen suchen, Kasse — Kasse! Wir müssen leben!“

„Leben!“ sagte sie wie verloren — „und wir?“

„Sie müssen auch leben, natürlich! Aber lebt denn ein Autor, wenn er nicht aufgeführt wird? Was nützt es Ihnen, wenn Sie nach Ihrem Tode aufgeführt werden. Bis dahin ist der Geschmack des Publikums vielleicht ein anderer geworden — aber was haben Sie dann davon?! He?!“ Er sah ihr forschend ins Gesicht.

„Ich kann nicht!“ Sie senkte den Kopf.

„Auf der Dialekt- und Schlußänderung müssen wir bestehen. Nun?“ Er war erstaunt. Elisabeth hatte sich erhoben und schritt der Thür zu.

„Ich empfehle mich,“ sagte sie tonlos. „Wir verstehen uns nicht. Ich will gehen.“

„Aber meine gnädige Frau!“

„Was, was! Ich rekommandiere Sie, und Sie —“ Goedeke hielt sie mit Gewalt zurück.

„Seien Sie doch nicht eigensinnig, gnädige Frau!“ Wadler nahm ihre Hand. „Sehen Sie, wenn ich mich nicht für das Stück interessierte, wenn ich mir nicht was davon verspräche, würde ich Sie ruhig gehen lassen, aber so — Sie haben Principien, schön; Sie wollen aufgeführt sein, schön. Wir haben aber auch Principien, wir müssen sie haben. Wir wollen Sie auführen, schön; aber da müssen Sie von Ihren Principien ein klein wenig nachlassen, ein winziges Opfer bringen gegenüber dem ungeheuren Risiko, das wir einbringen!“ Er erschöpfte sich in einem Redeschwall, in Beispielen, Beweisführungen, Beteuerungen und schloß: „Glauben Sie mir, wenn Sie keine Konzessionen machen, sind Sie tot. Sie werden nie aufgeführt, nie!“

„Sehen Sie, Konzessionen, Konzessionen!“ Goedeke schnappte nach dem Wort, wie ein gieriger Hecht nach der Angel. „Wo ist meine Tabelle?“ Er suchte im Zimmer herum. „Konzessionen — da steht's schwarz auf weiß, schwarz auf weiß!“

„Lebendig tot!“ murmelte Elisabeth vor sich hin. „Nein ich kann, ich kann den Schluß nicht ändern!“ Sie hob die Hände wie zu einer stummen Bitte und krampfte sie dann ineinander. Sie schwankte. „Ich — — kann — — nicht!“ stieß sie hervor.

„Sie werden müssen!“ Wadlers Stimme klang ganz kühl. „Andernfalls können wir uns zur Aufführung nicht verpflichten.“

Sie schanderte — — nicht aufgeführt?! Ein Zittern überlief ihre ganze Gestalt. Nicht aufgeführt! Sie wurde totenbläß, öffnete den Mund und schloß ihn wieder, ihre Lippen zuckten wie im Krampf; sie versuchte zu sprechen, die Stimme versagte ihr noch einmal; jetzt klang es heiser: „Den Dialekt — den“ — sie würgte jedes Wort mit Gewalt heraus — „den Schluß — — wie — — Sie — — wünschen!“

Die Proben hatten ihren Anfang genommen; in dieser Saison noch sollte das Stück der Reinharz zur Aufführung kommen. „Fällt es durch, thut's um die heiße Zeit nicht viel Schaden“, hatte Wadler zu Goedeke gesagt, „mach's was, kann es Schwertfeger vielleicht noch rausreißen. Also rin in's Vergnügen!“

Goedeke war von einer wahrhaft aufopfernden Liebenswürdigkeit. Er hatte bemerkt, daß Wadler etwas von dem Stück hielt, nun begleitete er die hochgeschätzte Autorin bei ihren Versuchen.

Erst war Egbert Schoenflies zu berücksichtigen. Dieser versprach sich etwas von der Rolle; er würde in der Gestalt des modernen Salonmenschen eine famose Leistung geben, und ausssehen würde er —! Würder Augenaufschlag, nachlässig verführerische Bewegungen — himmlisch! Egbert Schoenflies

setzte schon das bewundernde Flüstern sämtlicher Damen in den Ohren.

Dann kam die Mascha an die Reihe. Auf Badlers Kuraten hatte ihr die Autorin ein schöngebundenes Exemplar des Stückes geschickt mit einer eigenhändigen Widmung.

Fräulein Silvia Mascha empfing Elisabeth in ihrem verführerischsten Negligé, war von einer ausgezeichneten Liebenswürdigkeit und umarmte die Autorin stürmisch. „Wenn das Stück nicht gut wäre, würde ich sonst die Rolle übernehmen?“ Sie legte mit ihrer langen rosa Schleppe über den Teppich. „Ja?! Da können mich die berühmtesten Autoren bitten, wenn mir eine Rolle nicht gefällt, spiele ich sie eben nicht. Aber Sie, liebste Frau, Sie“ — wieder eine stürmische Umarmung — „Sie haben mich gerührt, ergriffen. Die Mascha hat geweint. Oh“ — sie tupfte mit dem parfümierten Taschentuch auf die bepuderten Augenlider — „mit welcher packender Verbe läßt sich die Heldin darstellen! Da ist alles echt, Empfindung, Sprechweise — blonde Zöpfe, so lang — ich werde mir eine neue Perrücke machen lassen und ein süßes weißes Kleid, ganz echt, wie die Unschuld auf dem Lande es zu tragen pflegt. Der Erfolg ist sicher!“ Die Mascha wurde groß in diesem Augenblick, hochauferachtet stand sie da, ihr Organ hob sich zu mächtiger Fülle: „Ich spiele Ihnen die Rolle!“

Die übrigen kamen weniger in Betracht. Da war noch der sterbende Bauer — der alte Nabe würde den ganz gut geben; er hatte von Natur schon einen krächzenden Husten, den konnte er hier trefflich anbringen. Und dann die verführte Magd? Der kleinen achtzehnjährigen Bremer, dem mageren Ding mit den unschuldigen Augen war die Rolle wie auf den Leib geschrieben; der glaubte man's, die war zu dem Kind gekommen, sie wußte selber nicht, wie.

„Allens bestens inszeniert!“ Goedeke hatte geschmunzelt. Auf Elisabeths Gesicht war kein Lächeln erschienen, sie blieb ernst, fast traurig; mit einer nervösen Angst klammerte sie sich an ihren Mann. „Komm' mit, Du mußt mich zu den Proben begleiten!“

Er konnte nicht, da er seinem Berufe nachgehen mußte. Elisabeth kam sich in der Welt des Theaters wie verloren vor; was sie empfunden hatte im tiefsten Innern mit einer fast schmerzhaften Wahrhaftigkeit, ging so leicht aus dem Mund dieser Leute. Sie war entsetzt. Bei der ersten Probe markierten sie nur, kein Mensch konnte seine Rolle. Ganz verschüchtert saß sie im verdunkelten Parkett; draußen wars heiß, hier innen wie in einem Keller. Sie fröstelte. Eine Todesangst überkam sie, eine zärtliche Sorge um ihr Stück; nervös stand sie auf, sie wollte etwas sagen und wußte doch nicht was. Nur so nicht, so durfte es nicht sein!

„Meine gnädige Frau, ruhig, wird schon alles! Nur nicht dreinreden!“ beruhigte Badler. „Wenn nur erst jeder mal weiß, wo er zu stehen und wie er sich zu bewegen hat. Auf die Worte kommt's garnicht an!“

Sie setzte sich wieder. Das ging in ihrem Kopf wie ein Mühlrad. Hier wurde geändert, dort zugefügt, da gestrichen. „Glauben Sie einem alten Theaterpraktiker!“ rief Badler alle Augenblicke von der Bühne herunter und kam dann mit lächerlicher Geschmeidigkeit über die Brüstung der Orchesterloge ins Parkett geklettert. „Nur ruhig, meine gnädige Frau. Aber wie Sie's da geschrieben haben, so können wir's wirklich nicht machen; das Publikum lacht, es lacht einfach, sage ich Ihnen. Das verstehen die Leute nicht, das sind sie nicht gewohnt, wir müssen so etwas — so etwas“ — er wiegte mit den Händen sacht hin und her — „was Bekanntes einfließen lassen! — — — Bremer, steck den Leib doch nicht so raus, man glaubt's Dir schon so! Nabe, realistisch! Wie oft soll ich's Ihnen denn sagen, realistisch! Spucken Sie nach rechts, nach links! Spucken! Noch mal! So“ — er machte es vor — „tüchtig krächzen, das wirkt! Zum Henker noch mal, können Sie denn nicht hören?!“ Er schrie.

Badler war berüchtigt groß, besonders gegen Anfänger und Subaliden des Theaters. Mit dem kleinen Mädchen und dem hustenden Esel da würde man doch nicht lange Umstände machen? Die behielt man ja aus Barmherzigkeit und zahlte ihnen die Gage nur tropfenweise. Und so waren noch eine ganze Menge Leute dabei.

Anderes verhielt es sich mit Egbert Schoensließ und der Mascha; die waren die Rettungsanker des schwankenden Schiffes, die hatten beide ihr Publikum. Sie waren virtuose Künstler, eine unüberbrückbare Kluft trennte sie von dem Gros der übrigen Mitspielenden.

„Herr Schoensließ, würden Sie die Güte haben, eine kleine Wenigkeit mehr nach vor — so — wunderschön, wunderschön! — Bremer, wie oft soll ich's Dir denn sagen, pflanz Dich nicht so ungeschickt hin, Du verdeckst ja Herrn Schoensließ ganz. Zur Seite, Donnerwetter! zur Seite!“

Das magere Persönchen den großen Mann verdecken? Elisabeth empfand ein inniges Mitleiden, die Kleine weinte, sie sah so verhungert aus, so schmal und hatte so große, unschuldige Kinderaugen.

Fräulein Mascha beklagte sich, man habe sie auf den Fuß getreten.

Badler stürmte auf die Bühne. Mit ausgebreiteten Armen, wie man eine Herde scheucht, jagte er die übrigen in den Hintergrund. „Ach, ach, zurück! Ganz zurück! Lassen Sie Platz für Fräulein Mascha! Lassen Sie die großartige Leistung sich doch entwickeln! Platz! Ach, ach, zurück!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten)

Nach dreißig Jahren.

Von J. Ricard.

I.

Die Uhr von St. Augustin hatte in der nächtlichen Stille eben zwei dumpfe Schläge ertönen lassen.

Herr Gantrey, der bekannte Bankier, ging mit festen sicheren Schritten den Boulevard Malesherbes hinunter, wie ein Mann, der mit seinem Tagewerk zufrieden ist.

Er hatte den Abend in lustiger Gesellschaft bei Diane de Bressenil verbracht, wo man eine Einweihung gefeiert hatte. Man hatte gesungen, gelacht und gecherzt, und Herr Gantrey konstatierte mit innerer Befriedigung, daß seine 55 Jahre vor den tollen Späßen und den herausragenden Weinen noch sehr tapfer Stand gehalten.

Er ging allein, zu Fuß, mit frischem und klarem Kopfe, wobei er die Elasticität seines Ganges noch ebenso vollständig bewahrte, wie beim Beginn des Coupers; er rauchte mit köstlichem Gemisse eine vorzügliche Cigarre, die er sich selbst in Havana hatte anfertigen lassen, und fühlte sich vollkommen glücklich.

Die frische und trodene Luft machte ihm belebende leise Liebsosungen ins Gesicht. Er fühlte sich warm und schritt träumend seines Weges; ein behagliches, leichtes Träumen, in welchem die verschwundenen, reichlich ausgekosteten Freuden vorüberzogen, die er nie bedauert hatte, denn man dauert ja nur das, wofür man gekämpft und gelitten hat. Nein, nie hatte Herr Gantrey zu kämpfen brauchen; er glaubte an keine anderen Leiden, als an die, die aus dem Geldmangel resultieren. Dann war er auch nicht ganz sicher, daß die Armen nicht Dummköpfe wären, und außerdem war seine Zeit viel zu sehr in Anspruch genommen, als daß er lange an diese Sorte Menschen hätte denken können.

Ja, das Leben war gut; alles hatte ihm gelächelt, alles war ihm nach Wunsch gegangen, sogar die Geschäfte hatten ihm nie Sorgen gemacht. Er glaubte an sein Glück, denn in seinen Händen gelang alles.

Seine Frau war eine Haushälterin, wie er keine zweite kannte, eine vollendete Gattin und Mutter. Durch den stummen Kummer, mit dem sie seine allzuhäufigen Untreuen aufgenommen, hatte sie ihn zuerst ein wenig Sorge gemacht, doch das alles hatte sich sehr schnell arrangiert. War es Gleichgültigkeit oder Resignation? Das wußte er nicht, es war ihm auch egal. Seit Jahren zeigte sie ihm eine sanfte Heiterkeit, die ihm vollauf genügte. Seine Kinder waren reizend, seine Tochter war glänzend verheiratet, sein Sohn ein praktischer, ernsther Geschäftsmann ersten Ranges geworden. Seine Maitressen hatten ihn nie gelangweilt, er besaß sie kurze Zeit, gab ihnen viel Geld und konnte glauben, daß er sehr geliebt worden war.

Zu diesem Augenblicke amüsierte er sich damit, daß er an die glänzenden Geschöpfe dachte, die in raschen Zügen, lächelnd und glücklich, wie er selbst glücklich war, an seinem geistigen Auge vorüberzogen. Eine gewisse Ironie stieg in ihm auf, wenn er an einen der Gäste des Coupers bei Diane de Bressenil dachte; an einen jungen Poeten mit langen Haaren, der, nachdem er ungeheuer viel getrunken, mit langsamem und automatischen Worten über das menschliche Elend zu improvisieren angefangen; er hatte auf einige Sekunden die Fröhlichkeit gelähmt und die Herzen der anwesenden Frauen ein wenig gerührt. Die unglücklichen Seelen sind doch wirklich frange Seelen! Das Leben hat Blumendüfte; es ist ein heiteres Liedchen, dem zu lauschen man verstehen muß. Um so schlimmer für die, die sich hartnäckig in einen verpesteten Keller einschließen!

Herr Gantrey bemerkte, daß seine Cigarre ausgegangen war. Er warf sie fort, nahm eine andere und suchte seine Streichhölzer. Jedenfalls hatte er sein Schächtelchen bei Diane vergessen. Er empfand darüber einen leichten Kummer; denn er hatte es nicht gern, wenn äußere Umstände seine Wünsche durchkreuzten.

Da ihm aber alles nach Wunsch ging, so bemerkte er bald einen nächtlichen Wanderer, der mit schnellen Schritten auf ihn zukam, und dessen Cigarre im Dunkel der Nacht einen Lichtpunkt bildete.

Herr Gantrey trat auf den ihm so gelegen kommenden Nacht- wandler zu und sagte:

„Mein Herr, würden Sie die Güte haben, mir etwas Feuer zu geben?“

Der Andere blieb stehen, nahm seine Cigarre aus dem Munde und hielt sie ihm hin, und als er den Kopf erhob, rief der Bankier in fröhlichem Tone:

„Wie, Du bist es, Adrian? Wo zum Teufel gehst Du denn zu dieser Stunde hin?“

„Verzeihung, mein Herr, Sie irren sich jedenfalls“, versetzte der junge Mann, der instinktiv mit der Hand nach dem Hute gefahren war.

Herr Gantrey blieb einen Augenblick, die Cigarre zwischen den Fingern, unbeweglich. Mit starren Blicken betrachtete er in etwas verwirrter Ueberraschung sein Gegenüber, sagte sich aber schnell und sagte lächelnd:

„Sie haben recht, mein Herr, ich täusche mich in der That, doch Ihre Aehnlichkeit mit meinem Sohn ist so außergewöhnlich . . .“

Er zündete ungeschickt seine Cigarre an, dankte dem Unbekannten hastig, grüßte und setzte seinen Weg nach dem Boulevard Malesherbes fort, wo sich sein Hotel befand.

II.

Als Herr Gantrey am nächsten Tage mit seiner Frau und seinem Sohne frühstückte, war er nahe daran, seinen Irrtum zu erkennen; doch gerade, als er es thun wollte, hinderte ihn etwas, ohne daß er sich darüber klar wurde, was dieses Etwas war.

Mehrere Tage lang quälte ihn die Erinnerung an diese Begegnung. Diese Aehnlichkeit war wirklich unnatürlich. Nur die Stimme der beiden jungen Leute war verschieden. Doch welche Erinnerung die Stimme des Unbekannten in ihm wachgerufen, darüber konnte er sich nicht klar werden.

Nach und nach kam ihm diese Erinnerung vollständig aus dem Sinn, und er hörte auf, im Publikum instinktiv nach dem Unbekannten zu suchen, der so seltsame Ideen in ihm wachgerufen hatte; nur manchmal sagte er sich, daß er ihn gern wiedersehen möchte.

Und er sah ihn wieder. Es war zwei Jahre später in einem Kasino eines großen Seebades an einem Vaccarattisch. Aus langer Weile spielte Herr Gantrey und — gewohnt natürlich. Er hielt die Bank, als er plötzlich ihm gegenüber den unbekanntem jungen Mann erblickte. Unwillkürlich zuckte er ein wenig zusammen. Unter dem scharfen Lichte der Kronleuchter war die Aehnlichkeit noch größer. Hatte sein Sohn ihm nicht vor drei Stunden eine geschäftliche Devisen aus Paris geschickt, so hätte Herr Gantrey den Fremden vielleicht angesprochen. Uebrigens kam ihm der Eindruck der nächsten Begegnung mit ungewöhnlicher Festigkeit wieder. Der Fremde war sein Unbekannter von damals.

Seine Stimme — diese Stimme, die irgendwie mit der Vergangenheit des Herrn Gantrey zusammenhing — klang trocken, denn der junge Mann hatte, während er eine Reihe von Goldstücken auf das grüne Tuch warf, gesagt:

„Fünfhundert Louisdor auf das zweite Tableau!“

Herr Gantrey zögerte einen Augenblick — etwas bei ihm ganz ungewöhnliches — eine leise grundlose Angst erfaßte ihn, er fürchtete zu gewinnen.

Dann aber wurde er sich über seine Eindrücke klar, gab ruhig Karten und schlug mit der gleichgültigen Miene eines großen Spielers die Reim auf. (Schluß folgt.)

kleines Feuilleton.

gk. Ein antiker Anekdote. Ueber das Treiben von Anekdotevereinen im Altertum sind nur wenig Nachrichten erhalten. Nur so mehr verdient eine Inschrift Beachtung, die die Statuten einer dionysischen Aufgenossenschaft aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. enthält. Sie wurde bei den Ausgrabungen des deutschen archäologischen Instituts in Athen in einem römischen Van oberhalb des alten Dionysios-Heiligtumes auf einer Säulentrümmer eingemeißelt gefunden und enthält außer den Statuten noch einen Bericht über die Sitzung, in der diese Vereinsordnung angenommen worden war. Auf Grund dieser Inschrift, die in ihrer Bedeutung für die Entwicklung des antiken Vereinslebens bisher zu wenig berücksichtigt worden, entwirft Engelbert Drerup in den soeben erschienenen „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum“ ein anschauliches Bild von dem Zusammenleben der dionysischen Zechbrüder des Altertums in ihrem „Bakcheion“, — so lautete der offizielle Name des Vereins. Der Veteran des „Bakcheion“ war Aurelius Nikomachos, der 23 Jahre das Priesteramt im Verein verwaltet hatte und nun das Amt des Gegenpriesters bekleidete, nachdem er zu Gunsten des Klaudios Herodes freiwillig von der Priesterschaft zurückgetreten war. Die Korporation hatte schon lange bestanden, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie auf die klassische Zeit zurückgeht, denn schon damals bestand der Kult der „Zobalden“; so wurden die Mitglieder des „Bakcheion“ genannt. Die Zechstumpen würden so eine altherwürdige Tradition repräsentieren. Im 3. Jahrhundert n. Chr. war aber das Vereinsinteresse im Schwinden begriffen, und man beginnt deshalb mit einer Neuordnung der Statuten, die zeitgemäß ausgestaltet werden sollen. Der Priester und Gegenpriester berufen eine geschäftliche Sitzung ein, die neue Vereinsordnung wird verlesen und durch Handaufheben einstimmig angenommen. Darauf erklärt

der Gegenpriester, daß die Statuten auf einer Säule eingemeißelt werden sollen, und daß der Vorstand für ihre strikte Zuehaltung Sorge tragen werde. . . Man sieht, der Hergang dieser Vereinsitzung ist ganz modern. Nach den Statuten muß das Aufnahmegeßuch in den Verein zunächst beim Vorstand eingereicht werden. Die Mitglieder entscheiden dann selbst in geheimer Abstimmung, ob sie den sich Meldenden für würdig halten, unter die ehrenhaften Genossen des „Bakcheion“ aufgenommen zu werden. Die Aufnahme ist mit ziemlich hohen Kosten verknüpft. Das Eintrittsgeld ist 50 Denare, circa 40 M., der Beitrag beträgt ebensoviel. Aber in vielen Fällen ließ man eine Vergünstigung eintreten. Jedes Mitglied erhielt nach Erlegung des Eintrittsgeldes vom Priester eine Mitgliedskarte ausgestellt, und erst dann durfte es an den Versammlungen des Vereins teilnehmen. Die regelmäßigen Zusammenkünfte fanden am neunten Tage jeden Monats statt, außerdem an den Stiftungsfesten und den Feiertagen des Vereinsgottes Dionysos. Zu jeder Monatsversammlung mußten die Mitglieder einen bestimmten Beitrag zum Wein zahlen. Davon befreit waren nur der Kassierer des Vereins und die Mitglieder, die bei einer münchischen Aufführung zur Unterhaltung des Vereins mitwirkten. Von dem Essen, das nach griechischer Sitte stets vor dem Gelage eingenommen wurde, hören wir wenig. Das Zechen war eben unverkennbar der Hauptzweck des Vereins. Es gab auch noch nebenbei allerhand besondere Trinkgelegheiten. So wurden außerordentliche Freitrippeien und Receptionsstriepeien veranstaltet. Ueberhaupt war jedes Mitglied bei jeder sich bietenden Gelegenheit moralisch verpflichtet, seine Vereinsgenossen nicht verdursten zu lassen. Jedes freudige Ereignis im Leben eines „Zobalden“ mußte von den weniger glücklichen Vereinsbrüdern mit einem kräftigen Freitruml begossen werden. Selbst beim Tode eines Mitglieds wurde den Teilnehmern am Leichenbegängnis ein Ehrentrunk für den Verstorbenen gereicht. Verordnungen über Aufstellungen und Schlagerieen in den Vereinsversammlungen sind in aller Ausführlichkeit vorhanden. Ungeregeltes Singen, Lärmen und Klatschen war verboten. Wer eine Rede halten wollte, mußte das Wort vom Priester oder Gegenpriester erbitten; für Zuwiderhandelnde war eine Strafe von 30 Obolen angesetzt. Wenn jemand sich ungebührlich betrug, zu streiten und zu schimpfen anfing, oder gar eine Schlägerei ausbrach, trat ein „Aneipwart“ in Thätigkeit, der den Wuchschlab neben den Friedensstörer hinstellte, zum Zeichen, daß er von der Aneipe verwiesen sei. Folgte er nicht guthwillig, so setzten ihn die vom Priester bestellten „hippoi“, die etwa als „Fische“ zu denken wären, an die Lust. Diese Fische standen unter dem Kommando des Aneipwarts und bildeten einen Kreis für sich. Es bestand aber die Tendenz, Streitigkeiten unter den Mitgliedern innerhalb des Vereins auszumachen, deshalb wurde auch derjenige bestraft, der sich wegen einer beim Wein erlittenen Unbill an die ordentlichen Gerichte wandte. Den Schluß der Statuten bilden die Bestimmungen über Wahl und Rechte des Vorstandes. Neben den priesterlichen Aemtern existieren die niederen Vorstandschargen, das Amt des Aneipwarts oder Zuchsmajors, des Inventarverwalters oder Kassierers, der sich auf eigene Kosten einen Schriftführer nehmen kann. Der letzte Paragraph handelt über die Ehrung der verstorbenen Mitglieder. Für jeden Toten ist ein Kranz im Wert von 5 Denaren, ca. 4 Mark, bewilligt. Die Statuten beweisen, trotz mancherlei Lücken, daß die schon im Altertum blühende „Vereinsmeierei“ die Vereinstechnik in hohem Maße entwickelt hatte.

Theater.

—r. Friedrich Wilhelmstädtsches Theater. Des Herrn Intendant Bräsig Hinweis auf den Ueberfluß von Fügigkeit, der das Manko an Nichtigkeit ersetzen müsse, macht sich kein Theatersdirektor mehr zu eigen, als Herr Samst, der behende Leiter des Musikempels in der Chausseestraße. Es giebt in der That vom Ringeltang bis zur Oper kein dramatisches Gebiet, auf dem Herr Samst sich nicht schon destruktiv bethätigt hätte, und so kann es eigentlich nur den Aufundigen verblüffen, wenn der vielseitige Herr jetzt Emile Zolas „Germinal“, jenes gewaltige Epos des Klassenkampfes, für sein Institut anschlachtet. Der lange Theaterzettel zählt gewissenhaft vom Grubendirektor Hennebean bis zum Schlingel Jeanlin alle maranten Gestalten des Romans auf. Aber du lieber Himmel, was ist aus ihnen gemacht worden! Alles, was Proletarier ist, badet in einem Meer von Wehleidigkeit; und wenn der Grubeneinsturz kommt, mit dem die unheimliche Komik des Bearbeiters unzulässig die Handlung abschließt, so muß man glauben, daß die große Wasserversorgung von den vielen Bergmannstribünen und nicht vom leidigen Souvarine herrühre. Immerhin soll bemerkt werden, daß in der Mäßigkeit des Stüdes ein gutes Teil zeitgemäßer Tendenz steckt. Die Klagen über die verderbliche Wirkung des Streiks und über die schlechten Absichten seiner Leiter nehmen einen verdächtigen breiten Raum ein. Besonders macht aber die schon gekennzeichnete poetische Lizenz des Bearbeiters, die den Streikführer Stephan bei der Grubenkatastrophe einen jämmerlichen, aber wohlverdienten Tod finden läßt, das „sociale Drama“ zur Aufführung bei Fabrikfestlichkeiten und ähnlichen Unternehmungsveranstaltungen vorzüglich geeignet. Anerkennung verdient die Sorgfalt der Regie. Die Massenscenen, mit denen das Stück gespielt ist, waren von kundiger Hand wirkungsvoll aufgebaut.

Musik.

Wenn wir neulich die „Regimentskocher“ das Hohenlied der Naturwüchsigkeit nennen konnten, so gebührt der Rame eines „Hoch-

gesangs der Gehirnverweichung" wohl der „japanischen Burlesk-Operette“ Sullivan's, dem „Mikado“. Die Bekanntheit mit ihm wurde am Dienstag im Theater des Westens erneuert. Man muß diese und ähnliche englische Burlesken als solche nehmen und kann den Engländern, die sogar einen Chateaufeuere auf der Bühne versingen und veranzeln, den Kult des höchsten, aber mit aller Komikergrazie höchsten Blödsinns ruhig überlassen. Unter unseren Händen geht davon zu viel verloren, und uns wird das Nebeneinander von Kunst und von weltunbedeutendem Brett all zu sichtbar. So war's wenigstens bei dieser, übrigens stark verkürzten Aufführung. Jenny Broch wäre als Hum-Hum ebenso oder noch mehr am Platze gewesen, hätte sie nicht wieder wie neulich als Kantendecklein ihr ewiges Lächeln zum besten gegeben. Bei den übrigen gab's manches hübsche Singen zu hören. Der Held des Abends war ein guter Bekannter, Reinhold Wellhof; von seinem Erfolg gebührte ein gutes Stück seiner Beherschung der verschiedensten Tonarten, gleichwie von dem Erfolg des „Mikado“ überhaupt wohl ein beträchtlicher Teil auf seine farbenprächtigen Bilder entfällt. Unter den am Schluß Dankenden war auch die Balletmeisterin Elena Radina, der die chorographische Leitung anvertraut war. Muß aber die beim Einstudieren sich was geärgert haben! — sz.

Gleichzeitig brachte die fleißige Morwigtruppe im Schiller-Theater das Uebergangswerk Rossini's, den „Wilhelm Tell“, zu neuer Darstellung. Alle Beteiligten führten, von einigen irigen Einjagen abgesehen, ihre Sache sehr wader aus und erzielten mehrmals Beifall bei offener Scene. Der Gast Simeon Lugarti, als Arnold von Melchtal, zeigte sich diesmal gesunglich in besserem Licht als neulich. Oscar v. Lauppert war als Tell in Spiel und Gesang ganz auf dem richtigen Posten; nur schade, daß das unschöne Herausziehen mancher Ansätze störte. Als Gemmy war Josefina Vettori frisch und natürlich; sie scheint für die Zukunft noch viel zu versprechen. Marie v. Tergow sang die Partie der Mathilde gut, wenn auch wieder mit etwas schriller und mühsamer Höhe. Besonders gelungene „Nimmern“ waren die beiden Terzette im zweiten und vierten Akt. Dem Kapellmeister und dem Orchester gebührt jedenfalls Anerkennung dafür, wie sie sich zu helfen wußten. — c. s.

Geschichtliches.

dg. Der 10. und 11. August haben in der Geschichte Berlins eine traurige Bedeutung. Es sind die Tage jener schrecklichen Feuerbrunst, die 1380 ganz Berlin in Asche legte und in den Annalen unserer Stadt als „der große Brand“ figurirt. Eins der dramatischsten Kapitel der Berliner Stadtgeschichte fand mit dem großen Brande seinen Abschluß. Es waren die Tage der Vöghernherrschaft, die schlimmste Zeit der Mark. Parteihader und Kriegswirren zerrissen das Land. Auf der Burg zu Sarnund hausten die Wolke von der Lieheniß, ein gewaltthätiges Juxlergeschlecht, das es besonders auf seine reiche Nachbarin Berlin abgesehen hatte. 1363 versuchte der Rat mit den rauhblutigen Rittersn Frieden zu schließen, es kam auch ein Waffenstillstand zu stande. 1380 entbrannte der Kampf von neuem. Die Berliner standen zwar ihren Raum und schlugen jeden Angriff tapfer ab, womit sie aber nicht gerechnet hatten, das war die Niedertracht ihres „adligen“ Feindes. Am 10. August war Laurentiusmarkt. Mit den zum Fest einziehenden Land-leuten schlichen sich auch Verbündete des Ritters in die Stadt. Wenige Minuten später krähte „der rote Hahn“ an allen vier Ecken Berlins, die ganze Stadt ging in Flammen auf. Die hölzernen Häuser, die engen Gassen boten dem Element keinen Widerstand. Bis zum 11. August abends brannte die Stadt, dann sank das Feuer in sich selbst zusammen. Berlin war ein Trümmerhaufen. Von den Gebäuden standen außer sechs Häusern (darunter auch das Klosterstraße 90) nur noch die Gerichtsklaube, das Heiliggeist-Hospital, die graue Klosterkirche und die Front der Nikolaitirche. Alles andere war nach dem Wort des Chronisten „miserabiliter“ verbrannt. Die vernichteten Menschenleben zählten nach Hunderten. Der reiche Urmundschay des Rathhauses lag in Asche. Den Brandschutt jener Tage findet man noch heute im Vorgrund des Centrums. Erich Volke genoß die Women befriedigter Mache nicht lange. Ein Mordmörder erstach ihn auf der Jagd und schaffte den Körper nach Berlin. Sein Haupt wurde am Oderberger Thore „aufgefällt“. In Berlin lebte sein Name noch lange in einem Fluche fort, den ein Feind dem anderen zurief: „Ich will Dich bloßer machen als Erich Volke“.

Meteorologisches.

— Der Meteorolog der belgischen Südpolar-Expedition, Arctowski, veröffentlicht in der Brüsseler astronomischen Fachschrift „Himmel und Erde“ die während der Ueberwinterung der „Belgika“ gemachten Beobachtungen. Einige Gelehrte, wie der Züricher Professor Heim, haben die Meinung ausgesprochen, daß das südliche Gebiet wenig kalt sein muß. Andere Gelehrte, wie James Croll, lassen dagegen außerordentlich niedrige Temperaturen zu. Die belgische Südpolar-Expedition ist die erste gewesen, die ein ganzes Jahr sich in dem südlichen Eise aufgehalten hat. Die meteorologischen Beobachtungen sind von Stunde zu Stunde Tag und Nacht gemacht worden. Man kann also endlich an die Stelle ausgesprochener Vermuthungen bestimmte Thatfachen

setzen. Der Monat Juli ist der kälteste Monat; seine durchschnittliche Temperatur ist — 23,5 Grad, und die während dieses Monats beobachtete niedrigste Temperatur ist — 37,1 Grad. Die niedrigste Temperatur des ganzen Jahres wurde im September beobachtet — 43,1 Grad. Der mindest kalte Monat ist Februar mit einer Durchschnittstemperatur von 1,0 Grad und mit — 9,6 Grad als absolutes Minimum. Betrachtet man die Monate Juni, Juli und August als die Wintermonate und die Monate Dezember, Januar und Februar als die Sommermonate dieser Gegend, so kann man sagen, daß die Durchschnittstemperatur des Winters — 16,8 Grad und die des Sommers — 1,5 Grad ist. Im Winter beobachtet man Maxima von — 1 Grad bis 0 Grad, während der Monate der Tag- und Nachtgleiche sind die Maxima 0 Grad bis + 1 Grad, im Sommer erreichen sie 2 Grad. — („Voss. Z.“)

Technisches.

— Gas aus Müll. In Wien hat, wie der „Techn. Rundschau“ berichtet wird, die städtische Gascommission das Versuchswerk für Müllvergäsung im Bezirke Simmering besichtigt, in dem der bekannte Gasfachmann Victor Loos seine Methode der Müllvergäsung demonstrierte. Derselbe zeigte, daß gegenüber der neueren Müllschmelzmethode, welche ein Viertel bis ein Drittel der verbrannten Müllmenge Kohlenstaub erfordert, seine Müllvergäsung nur einen Kohlenaufwand von ein Neunzehntel der vergasteten Müllmenge notwendig macht. Ueberdies ist das neue Verfahren noch deshalb rationeller, weil sehr beträchtliche Mengen eines Gases gewonnen werden, mit dem das Kohlen-Leuchtgas in jedem Verhältnis mischbar ist. Dieses Müllgas ist frei von Kohlenoxyd, wie nebenbei bemerkt sein mag. Der ausgegaste Müllstand ist vollständig frei von organischen Bestandteilen und als Beton- und Anschlämmungsmaterial zu verwenden. Wichtig ist ferner, daß dieser Müllstand, mit Kanalschlamm gemischt oder auf Mieselsäure geschüttet, durch die Bindung der sonst entweichenden Säuregase die Düngung mit Kalkalien erleichtert, weil er eine Menge fein zerteilter Kohle enthält, die bekanntlich eine bedeutende Absorptionsfähigkeit für Gas besitzt. Neben der Verbesserung der sanitären Zustände liefert daher die Loos'sche Methode noch Produkte, welche das Verfahren sogar zu einem materiell gewinnbringenden gestalten würden. —

Humoristisches.

— Trumppf. Mann: „Denke Dir, diesen Abend wollte sich in meiner Aneipe jemand mit meinem Ueberzieher entfemern; ich erkannte ihn an den beiden Knöpfen, die vorn fehlen!“
 Frau (triumphierend): „Wem hast Du das zu verdanken, daß die Knöpfe nicht angenäht waren?“ —
 Von der Schmiere. Theaterbesucher: „Was gab's denn neulich am Schlusse der Vorstellung für einen Skandal?“
 Schauspieler: „Die Leiche hat sich mit ihrem Mörder gezankt.“ —
 Vaterstolz. „Ist Ihr Sohn, der Komponist, schon bekannt?“
 „Den hat bereits jeder bessere Veierkasten auf der Balze.“ — („Wegg. hum. Bl.“)

Notizen.

— Der Direktor des Naturkunde-Museums, Professor R. Möbius, hat einen Führer durch die zoologische Schausammlung herausgegeben. Das Druckheft kostet 20 Pf. und umfaßt 72 Seiten. Der Führer ist kein vollständiges Inhaltsverzeichnis, sondern weist nur auf das Wesentlichste hin. Er enthält auch die Bemerkung, daß bis jetzt über 400 000 Arten Tiere bekannt sind, und daß das Museum mehr als 200 000 Arten in 1 800 000 Stück aufweist, die in 19 großen Sälen und 6 Treppenträumen untergebracht sind. —
 — „Das tausendjährige Reich“, ein fünfaktiges Drama von Max Halbe, wird zum Anfang der Spielzeit im „Deutschen Theater“ zum erstenmal aufgeführt werden. Es spielt im Jahre 1848 in einer kleinen Stadt an der Elbe. —
 — „Neue Waffen“, Schauspiel in fünf Akten von Fedor von Bobeltz, wird im Herbst zum erstenmal am Hamburger Stadttheater gegeben werden. —
 — Josefina Pagah ist für das Schauspielhaus verpflichtet worden. —
 — Agnes Sorma will, bevor sie nach Paris geht, mit ihrer Gesellschaft in Berlin eine Probe-Aufführung all der Stücke veranstalten, die sie auf ihr Gastspiel-Repertoire gekehrt hat. —
 — Agathe Waresen, die ihren Vertrag mit dem Wiener Stadt-Theater gelöst hat, wird im Herbst dieses Jahres im National-Theater im Uikarest ein zwölf- bis fünfzehnmaliges Gastspiel geben. Für jeden Abend bekommt sie 1000 Fr. —
 — In Warmbrunn wurde dieser Tage eine alttschelesische Bauerhohzeit mit alttscheleschen Trachten, mit den Gebräuchen und Tänzen, wie sie vor hundert Jahren üblich waren, abgehalten. —
 — In England wurden im Jahre 1897 durch Eisenbahnunfälle 545 Angestellte getödet und 12 980 verlegt; im Jahre 1898 betrug die Zahl der Getödeten 566, der Verlegten 14 402. Da die Zahl der Angestellten etwa 465 000 beträgt, so kamen auf 1000 Angestellte 1,09 Todesfälle und 28 Verletzungen. —